

21. Dezember 2010, 12.30 Uhr, ZLF Kleiner Hörsaal, mit Imbiss

Christine Heim, Department of Psychiatry & Behavioral Sciences, Emory University School of Medicine, Atlanta, GA, USA

Der Beitrag früher Stresserfahrungen zur Neurobiologie der Depression

Epidemiologische und klinische Studien haben gezeigt, dass ungünstige Erfahrungen in frühen Lebensabschnitten das Risiko für das Auftreten einer Depression im Erwachsenenalter deutlich erhöhen. Auf der anderen Seite wurden für die Depression neben genetischen Risikofaktoren vielfältige neurobiologische Korrelate identifiziert. Diese Befundlage lässt sich dadurch erklären, dass frühe Erfahrungen mit dem genetischen Bauplan des Gehirns interagieren und neurobiologische Schaltkreise, welche Verhalten und physiologische Prozesse regulieren, langfristig programmieren. Unsere Forschung hat gezeigt, dass frühe traumatische Erfahrungen beim Menschen zu einer anhaltenden Sensibilisierung der Stressreaktionen führen, welche mit dem Vorliegen depressiver Symptome assoziiert ist. In nachfolgenden Studien konnten zahlreiche Veränderungen auf verschiedenen Regulationsebenen der Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse, einschliesslich des Hippocampus, nachgewiesen werden, welche gemeinsam der gesteigerten Stressreaktivität zugrundeliegen. Diese Änderungen liessen sich für depressive Patienten ohne frühe Stresserfahrungen nicht nachweisen. Tatsächlich sind viele der klassischen biologischen Merkmale der Depression möglicherweise Folge früher Stresserfahrungen und wirken als Risikofaktoren für die Entwicklung einer Depression, insbesondere bei erneuter Stressbelastung. Unsere Befunde deuten weiterhin auf biologisch unterscheidbare Subtypen der Depression in Abhängigkeit von Entwicklungsfaktoren hin. Die Berücksichtigung von psychosozialen Faktoren während sensibler Phasen in der neuronalen Entwicklung könnte demnach therapeutische Entscheidungen leiten. So konnten wir zeigen, dass depressive Patienten in Abhängigkeit des Vorliegens früher Stresserfahrungen unterschiedlich gut auf verschiedene Behandlungsstrategien ansprechen. Ähnliche Zusammenhänge wurden für verschiedene somatische Syndrome, wie bspw. dem chronischen Erschöp-

fungssyndrom, nachgewiesen. Weiterhin konnte unsere Arbeitsgruppe zeigen, dass genetische Variationen in Stresssystemen den Zusammenhang zwischen frühen Stresserfahrungen und Störungsvulnerabilität moderieren.



Christine M. Heim...

...ist Assistenzprofessorin am Departement für Psychiatrie und Verhaltenswissenschaften an der Emory University School of Medicine in Atlanta (GA). Ausserdem ist sie für das National Center for Infectious Diseases der amerikanischen Gesundheitsbehörden – den Centers for Disease Control and Prevention (CDC) – ebenfalls in Atlanta tätig. Christine Heim studierte Psychologie an der Universität Trier, wo sie auch promovierte. Sie setzte ihre wissenschaftliche Laufbahn als post-doctoral fellow an der Emory School of Medicine fort und schloss dort auch ab. Christine Heim publizierte zahlreiche Arbeiten über die Neurobiologie von frühkindlichem Stress und dessen Zusammenhang mit Depressionen. Ihre Forschungsergebnisse wurden überwiegend in renommierten wissenschaftlichen Journalen veröffentlicht, u. a. in JAMA und im American Journal of Psychiatry. Sie führt ausserdem epidemiologische und klinische Studien über stressabhängige körperliche Störungen durch, wie bspw. Chronische Erschöpfungssyndrome. Christine Heim ist Mitglied der Gesellschaft für Neurowissenschaften, der Amerikanischen Psychosomatischen Gesellschaft, der Gesellschaft für Biologische Psychiatrie

und der Internationalen Gesellschaft für Psychoneuroendokrinologie. Sie erhielt für ihre Forschungstätigkeit bereits zahlreiche Preise und Ehrungen, wie z. B. 2002 den Young Investigator Award der National Alliance for Research on Schizophrenia and Depression (NARSAD) und 2004 den Chaim Danieli Young Professional Award der International Society of Traumatic Stress Studies.